

# Demuth und Hochmuth

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Schulfreund**

Band (Jahr): **7 (1867)**

Heft 15

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-675675>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Kind absichtlich verkümmern zu lassen. Sondern sie hat's damit gut gemeint, so gut wie die Mütter, welche heutzutage ihre Kinder mit Arrow-root füttern, aber eben nicht besser verstanden. Zum Glück hat das Töchterlein sich den Magen nicht verdorben, sondern ist groß und stark und hübsch geworden. Und es machen ihm nun allerlei Liebhaber, welche früher freilich es nicht gekannt und seiner sich nicht angenommen haben, fein und galant den Hof. Sie tragen meistens Schnäuze und heißen Zeitgeist, Materialismus u. s. w. Darum aber verachte es die etwas altväterische Mutter nicht, wenn sie auch in alter Gewohnheit das Kind, nicht bedenkend, daß es groß und selbstständig geworden ist und ohne ihre Hülfe laufen kann, noch immer gerne an der Hand führen möchte. Und wenn sie etwa uneins werden, so suche die Tochter nicht im Vertrauen darauf, daß der Vater, ich meine damit den Staat, ihr am Ende doch gegen die Mutter Recht geben werde, ihren Willen trotzig durchzusetzen, sondern sich in Milde und Freundlichkeit mit ihr zu vertragen. Wie viel wohler wird es beiden sein, wenn sie in Liebe und Frieden mit einander leben und wirken, und wie werden sie je mehr und mehr einsehen, daß sie unzertrennlich zusammengehören, und einander immer lieber werden. (Schluß folgt).

## II.

### Demuth und Hochmuth.

Die Demuth ist auf's innigste und unauflöslichste mit der Gottesfurcht verbunden, so daß die eine mit Nothwendigkeit aus der andern hervorgeht und die letztere ohne die erstere völlig unmöglich ist; ja im Grunde sind wiederum beide nur zwei Seiten einer und derselben Gesinnung; denn während die Gottesfurcht emporschaut zu der unbegreiflichen Herrlichkeit Gottes, bleibt die Demuth ein Gegensatz gegen diese Vollkommenheit in die Ohnmacht und die Sündhaftigkeit des Menschen hinab und erkennt dieselben an; oder ist denn das Eine ohne das Andere denkbar? Deshalb stellt die heilige Schrift des alten wie des neuen Testaments den Hochmuth mit seiner Hoffahrt d. h. seinem hochfahrenden Wesen mit dem Abfall von Gott und der Abgötterei so ziemlich auf die gleiche Linie und

weiß dagegen die Demuth ihrem reichen Segen nicht genug zu empfehlen. (Man vergleiche z. B. P. Sprichw. 3, 34, I. Petr. 5, 5. Jak. 4, 6. Math. 5, 2). Um so bedenklicher ist, daß unsere selbstgefällige Zeit, welche gar nicht müde wird, ihre unvergleichliche Vortrefflichkeit anzupreisen, diese Demuth gar nicht eingehen will. Man beschuldigt sie wohl gar der Verläugnung der Menschenwürde und wirft sie selbst mit Niederträchtigkeit und Kriecherei zusammen. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß ein solches des Menschen unwürdiges Wegwerfen seiner selbst nicht selten für Demuth gegolten hat und wohl noch gilt. Allein daran ist die heilige Schrift völlig unschuldig; denn die Demuth, welche sie fordert, ist nicht nur mit der höchsten Selbstachtung verträglich, sondern setzt dieselbe sogar voraus, wie wir hier wollen zu sehen suchen.

Der Mensch ist mit hohen Kräften an Leib und Seele ausgerüstet, besonders herrlich ist aber seine geistige Ausstattung, welche ihn so hoch über jedes andere Geschöpf der Erde erhebt, daß gar keine Vergleichung zwischen ihm und dem vernunftlosen Thiere möglich bleibt. Mit diesen Kräften vollbringt er Großes und Herrliches, das unser Erstaunen, wohl gar unsere Bewunderung verdient. Er macht sich, nach dem Worte der Schrift, die Erde unterthan, herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel unter dem Himmel und über alle Thiere, die sich regen auf Erden (I. Mos. 1, 28.); er unterwirft sich sogar bis auf einen gewissen Grad die gewaltigen Kräfte der Natur, daß das Feuer ihn wärmt, das Wasser ihn nicht nur tränkt, sondern auch seine Schiffe trägt, und auf die mannigfaltigste Weise als gehorsamer Diener für ihn arbeitet, daß der Dampf seine Wagen bewegt, seine Maschinen treibt, und daß eine der geheimnißvollsten Naturkräfte seine Gedanken mit Blitzesschnelle von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil befördert, und von Jahr zu Jahr schreitet er fort in dieser Herrschaft über die Erde, je tiefer er die Natur und ihre Geseze erforscht. Er erhebt sich aber auch über die so große und im Vergleich mit dem Weltall doch so kleine Erde, erforscht die Gestirne des Himmels, mißt ihre Entfernung, ihre Größe, berechnet ihre unwandelbaren Bahnen auf Jahrhunderte hinaus. Ja er schwingt sich mit seinem

Geiste hoch empor über alles Vergängliche und sinnlich Wahrnehmbare zum Ewigen und Unveränderlichen, bis zu Gott, seinem heiligen Gesetze und ewigen Reiche der Gnade; er wird dadurch eben inne, daß er nach der Versicherung der Schrift etwas Aehnliches und Verwandtes mit dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge in ihm trägt (I. Mos. 1, 26. 27. Ap. Gesch. 17, 28). Darf nun wohl der Christ dieses menschliche Wesen, auf welchem eben auch seine menschliche Würde beruht, in ihm selbst oder in Andern gering schätzen, oder gar verachten? Nein fürwahr, das darf er nicht; denn wer auf solche Weise sich selbst wegwirft, steht wirklich in Gefahr, bis zur Niederträchtigkeit und wohl auch zu verächtlicher Kriecherei herabzusinken, oder im Dienste seiner Lüste und Laster der Schande und dem Verderben rettungslos zu verfallen.

Wir haben demnach das böse Wesen des Hochmuths keineswegs darin zu suchen, daß Jemand der menschlichen Begabung und allem dem Herrlichen, das dadurch erreicht wird oder doch erreicht werden könnte und sollte, einen gar hohen Werth beilegt und darin die menschliche Würde hoch schätzt; sondern das Abgöttische des Hochmüthigen besteht darin, daß er weder seine Begabung noch das, was er vermöge derselben durch seine Thätigkeit erreicht, als eine Gnadengabe seines Gottes anerkennt. Dadurch aber vergöttert er sich mehr oder weniger selbst, indem er sich so benimmt, als könnte er alles, was er ist und was er hat, sich selber geben oder nehmen, und vermöchte er alles, was er zu Stande bringt, durch seine Weisheit und seine Thätigkeit ohne höhern Beistand zu erreichen. Mit dieser Selbsttäuschung verbindet sich dann in der Regel der andere Selbstbetrug, daß ein solcher Mensch sowohl seine Begabung als seine Leistungen weit überschätzt und daher Dinge unternimmt, an Dinge sich wagt, welche seine Kräfte weit überragen, so daß er sich zu Grunde richtet, oder doch wenigstens sich lächerlich, wenn nicht verhaßt macht. Namentlich überschätzt er seinen sittlichen Werth, er sieht an ihm nur Tugenden, die er nicht hoch genug zu schätzen weiß, aber keine Fehler, die er sich scharfsinnig ablängnet und am Ende sogar als Tugenden sich anrechnet, um so rascher gehts mit ihm dem Verderben zu. Eben aus solchen Erfahrungen ist das Sprichwort hervorgegangen: Hoch-

muth kommt oft vor dem Falle. Dieser Fall tritt aber um so rascher ein, weil der gleiche Dünkel auch den andern Selbstbetrug gar leicht herbeigeführt, daß der Eitle sich mit dem bloßen Scheine begnügt, er spielt den Reichen, Großen, Vornehmen, verwendet auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, gesellschaftliche Unterhaltung und Genüsse weit mehr, als seine Umstände gestatten, und nimmt nur gar zu bald ein Ende mit Schrecken. Wie aber der Hochmuth den Menschen von Gott entfernt, so entfremdet er ihn auch seinen Brüdern. Stützt nämlich der Eingebildete seinen Dünkel auf sein Geld, so verachtet er alle, welche weniger haben, als er, und beneidet wohl gar bis zum bittersten Hasse die, welche mit größern Schätzen gesegnet sind; meint er, eine hohe Stellung einzunehmen, so sieht er mit Geringschätzung auf alle herab, die nach seiner Meinung unter ihm stehen, und blickt mit giftigem Neid auf alle, welche höher gestellt sind. Gleiche Geringschätzung und gleicher Neid zeigt sich aber auch bei denen, welche auf ihre Reicheit, ihre Einsicht, ihre Gelehrsamkeit ihren Hochmuth gründen, ja selbst bei dem eiteln Thoren, der sich bloß auf die Schönheit oder die Kraft seines Körpers, oder wohl gar nur auf ein prunkendes Kleidungsstück Großes einbildet. Man fühlt daher wohl, daß der Mensch, so weit er hochmüthig ist, bei der Gottesfurcht, so auch der Menschenliebe durchaus unfähig sich erweist; deßhalb meidet man ihn nach Vermögen, und Jedermann freut sich, wenn man ihn demüthigen oder wenigstens lächerlich machen kann, indem man Lieblosigkeit mit Lieblosigkeit vergilt.

Die christliche Demuth, wie die Schrift sie lehrt, schätzt die Begabung des Menschen, besonders in ihren geistigen Kräften so hoch, ja weit höher, als der unchristliche Hochmuth, gerade weil auf dieser Begabung das Ebenbild Gottes, die Verwandtschaft mit dem himmlischen Vater beruht, so wie die Befähigung, an Erkenntniß, an sittlichen und religiöser Beredlung zur Vollendung des obigen Lebens sich zu erheben. Wohl aber erkennt der Christ gar gerne an, wie er von allem, was er in seinem menschlichen Wesen ist und hat, durchaus nichts durch sich selber ist und hat, wie vielmehr an Leib und Seele völlig alles bis auf das Allergeringste eine Gabe seines Gottes ist, und in ihm von dem Geber auch muß erhalten werden; er erkennt

mit Einem Worte an, daß er nur in Gott leben, weben und sein kann (App. 17, 28.), d. h. wie ohne Gott für ihn kein Leben, keine Bewegung, ja gar keine Existenz möglich ist, so daß er selbst jeden Herzschlag, jeden Athemzug von dem empfangen muß, der die Quelle alles Lebens ist.

Mit den von Gott empfangenen Kräften trachtet nun der Demüthige nach gar hohen Dingen, nach ungleich höhern, als der hochmüthige und hochfahrende Weltmensch; denn er strebt nach nichts Geringerem als nach der Kundschaft Gottes, des allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde; er ringt auch nach einer Krone, wie sie die Erde keinem ihrer Könige zu geben vermag, nach der Krone des ewigen Lebens und seiner göttlichen Herrlichkeit. Sollte denn das nicht der höchste Adel, die höchste, denkbare Würde sein? Und ein solcher Christ sollte sich wegwerfen, vor sterblichen Sündern kriechen können? Das ist ja rein unmöglich! Freilich weiß der Christ gar wohl, daß er auch in allem seinem Wollen und Vollbringen unbedingt von seinem Gott abhängt; am auffallendsten zeigt sich dieß an der Arbeit des Landmanns, der mit aller Einsicht und allem Fleiß nicht einen Grashalm aus der Erde hervorzubringen vermag, wenn Gott nicht das Gedeihen giebt. Völlig gleich verhält es sich aber mit der Thätigkeit eines jeden Menschen, wenn es auch weniger in die Augen fällt. Dieser Erfahrung verdankt das Sprichwort die Entstehung: An Gottes Segen ist alles gelegen. Namentlich ist der Mensch in seiner sittlichen und religiösen Entwicklung völlig an Gottes Erbarmen gewiesen. Was wäre wohl aus dem besten Christen geworden, wenn Gott nicht durch die Erziehung in Haus, Schule und Kirche, durch mannigfaltige Erlebnisse in Freude und Leid, durch christlichen Gottesdienst, durch sein Wort und seinen Geist ohne Unterlaß auf ihn eingewirkt hätte? In diesem Sinne fragt Paulus nicht ohne Unwillen die etwas selbstgefälligen Corinther: Was hast du, das du nicht empfangen hättest? So du es etwa empfangen hast, was rühmst du dich denn, als der es nicht empfangen hätte? (I. Cor. 4, 7). Deßhalb bleibt auch der edelste Christ immer bescheiden und anspruchlos, weil er für alles, was christlich rein und gut in und an ihm ist, seinem Gott die Ehre giebt, während er mit

Beschämung einsieht, daß alles, was noch Böses, Verkehrtes und Sündiges ihm anlebt, eben ihm angehört. Gleichwohl erkennt er seine unbedingte Abhängigkeit wie in seiner Begabung, so auch in allem Wollen und Vollbringen freudig und dankbar an, weil dieselbe ihm offenbart, wie Gott gegen ihn nicht nur, wie gegen alle seine Geschöpfe, gütig, sondern die Liebe ist, indem er sich selbst in seinem Ebenbilde, in seinem Sohne und seinem Geiste dem Menschen giebt, so weit dasselbe für das Göttliche empfänglich ist, damit es ihn zu seiner Kindshaft befähige, von der Sünde und ihrem Verderben rette und zum ewigen Leben erziehe. Auf diese Weise lehrt die christliche Demuth Gott erst recht erkennen, ihm erst recht vertrauen, erst recht zu ihm beten und mit voller Zuversicht ihm sich hingeben. Wie sie aber zu Gott führt, so bringt sie auch in's rechte, segensreiche Verhältniß zu den Menschen. Daß selbst die tiefste Demuth, sobald sie christlich bleibt, nicht zum furchtsamen Menschenknecht, oder gar zum verächtlichen Schmeichler macht, davon mag uns Paulus, der große Heidenapostel, überzeugen. Wer kann demüthiger sein, als er? Nicht nur bekennet er gegen das Ende seines Lebens aufrichtig, daß er das Ziel christlicher Vollendung noch keineswegs erreicht habe, und erst darnach ringe (Phil. 3, 12 ff.), sondern in dem schmerzlichen Bewußtsein, die Gemeinde Gottes verfolgt zu haben, erklärt er, nicht würdig zu sein, ein Apostel des Herrn zu heißen. Und doch mit welcher Kühnheit blickt er, sogar in Fesseln, Königen und Fürsten in's Angesicht (App. 25. 26.)? Wie ruhig, fest und entschlossen verkündet er unter der dringendsten Todesgefahr das Evangelium, ohne je aus Menschenfurcht die Wahrheit irgendwie zu beugen? Mit welcher Ehrfurcht schauen unzählige seiner Schüler zu ihm empor und stützen sich mit Zuversicht auf ihn? Ja selbst die blinde Leidenschaft, mit welcher ihn seine Gegner wilder, als irgend einen andern der Apostel, verfolgen, beweist, wie sehr man ihn nicht nur achtet, sondern in Anerkennung seiner mächtigen Wirksamkeit sogar fürchtet; denn fürwahr gegen einen Mann, welchen man gering schätzt oder gar verachtet hätte, würde man nun und nimmermehr mit einer solchen Anstrengung allem aufgeboten haben, um ihn aus dem Wege zu räumen. Zugleich bewahrt die Demuth den Christen vor aller Anmaßung und aller Selbstüberhebung, welche sonst den Menschen seinen

Brüdern so leicht widerlich, anstößig, ja sogar unverträglich und verhaßt machen und ihn dadurch allen wohlthuedenden Einflusses auf ihr Gemüth berauben; denn unverkennbar muß er auch im Allgeringsten seiner Mitmenschen die gleichen Menschenwürde achten und ehren, deren er sich als Gnadengabe von oben erfreut. Deshalb wird sein Herz dann auch in kräftiger Menschenliebe weit und groß, weil er in jedem seinen Bruder, selbst noch in schwerer Sünde ein Kind seines himmlischen Vaters, wenn auch ein verirrtet, anerkennen muß, für das sein Herr und Meister gestorben ist. Von dieser Liebe getrieben, sehen wir denn auch den Apostel im gleichen Maße, wie für seinen Herrn, so auch für seine oft so undankbaren und verkehrten Menschenbrüder mit gänzlicher Selbstaufopferung und dem freudigsten Eifer leben und sterben. Hätte aber der allbekannte Hauptmann zu Kapernaum jenen felsenfesten Glauben, wie ihn Christus in Israel nicht gefunden hat, und jene so anspruchslöse und doch so kräftige Menschenliebe je erreicht ohne jene Demuth, die ihm nicht erlaubt, selbst zu Jesu zu kommen und die erschrickt, wenn der Kleine unter sein Dach treten will? Ist's nicht rührend, wenn wir sehen, wie er, der Heide, durch seine Hochherzigkeit sogar den Religions- und Nationalhaß der Juden vollständig überwunden hat, wenn die Ältesten der Stadt mit Fleiß für ihn bitten und mit Wärme erklären, er sei es werth, daß Christus den verlangten Dienst ihm erweise, denn er habe ihr Volk lieb und habe ihnen die Schule erbaut? Sie müssen die treue Seele nicht nur achten, sondern auch lieben. B.

## Mittheilungen.

### Die Winterschule im Seeland.

Die 214 Schulen des Seelandes zählten im Winter 1866 auf 67 im Ganzen 5496 Schüler und 5592 Schülerinnen, zusammen 11088, was durchschnittlich 52 auf die Schule bringt. Das Maximum hat die gemischte Schule Buttenried, K. Mühleberg, mit 95 Schülern, das Minimum die gemischte Schule Macklingen mit 20. Durchschnittlich zählen die Schulen im Saupenbezirk 61 Schüler, die Schulen im Bielbezirk dagegen nur 46, die übrigen Bezirke nähern sich der oben angegebenen, allgemeinen Durchschnittszahl.